

Leseprobe aus:

Petra Hammesfahr

Die Sünderin



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

1. Kapitel

Es war ein heißer Tag Anfang Juli, als Cora Bender sich entschloss zu sterben. In der Nacht hatte Gereon mit ihr geschlafen. Er schlief regelmäßig am Freitag- und am Samstagabend mit ihr. Sie schaffte es nicht, ihn abzuweisen, wusste zu gut, wie sehr er das brauchte. Und sie liebte Gereon. Es war mehr als Liebe. Es war Dankbarkeit, bedingungslose Ergebenheit, es war etwas Absolutes.

Gereon hatte ihr ermöglicht zu sein, was alle waren – eine normale junge Frau. Deshalb wollte sie, dass er glücklich und zufrieden war. Früher hatte sie es genossen, wenn er zärtlich wurde, seit einem halben Jahr war das vorbei.

Ausgerechnet am Heiligabend war Gereon auf die Idee verfallen, ein Radio ins Schlafzimmer zu stellen. Es sollte eine besonders schöne Nacht werden. Sie waren an dem Heiligabend seit zweieinhalb Jahren verheiratet und seit achtzehn Monaten Eltern eines Sohnes.

Gereon war siebenundzwanzig, Cora Bender vierundzwanzig Jahre alt. Gereon war knapp eins achtzig groß und schlank, er wirkte sportlich und durchtrainiert, obwohl er keinen Sport betrieb, dazu fehlte ihm die Zeit. Sein Haar war von Geburt an weißblond und nur leicht nachgedunkelt. Sein Gesicht war nicht hübsch und nicht hässlich, es war ein Durchschnittsgesicht, wie Gereon Bender insgesamt ein Durchschnittsmensch war.

Auch an Cora Bender gab es rein äußerlich keine Auffälligkeiten, wenn man von einer Narbe an der Stirn und vernarbten Armbeugen absah. Die Kerbe im Kopf sei die Folge eines Unfalls, die knotig vernarbten Armbeugen entstammten einer bösen Entzündung, hervorgerufen durch Injek-

tionsnadeln bei der Behandlung im Krankenhaus, so hatte sie es Gereon erklärt. Sie hatte auch gesagt, dass sie sich an Einzelheiten nicht erinnere. Letzteres war die Wahrheit. Der Arzt hatte damals gesagt, es komme bei schweren Kopfverletzungen häufig zu Gedächtnisausfällen.

Es gab ein Loch in ihrem Leben. Darin verbarg sich ein schmutziges, dunkles Kapitel, das wusste sie, obwohl die eigene Erinnerung daran fehlte. Vor einigen Jahren war sie in unzähligen Nächten immer wieder hineingefallen. Das letzte Mal lag vier Jahre zurück. Zu der Zeit hatte sie Gereon noch nicht gekannt. Und irgendwie hatte sie es damals geschafft, das Loch zu schließen. Dass sie erneut hineinstürzen könnte, damit hatte sie nicht mehr gerechnet, seit sie mit Gereon verheiratet war. Und dann geschah es – ausgerechnet am Heiligabend.

Zuerst war alles in Ordnung, leise Weihnachtsmusik und Gereons Zärtlichkeit, die allmählich drängender und intensiver wurde. Dann rutschte er langsam an ihr hinunter, da wurde es unangenehm. Und als er mit dem Gesicht zwischen ihre Beine tauchte und sie seine Zunge spüren ließ, wurde die Musik laut. Sie hörte den raschen Wirbel eines Schlagzeugs, eine Bassgitarre und die hohen, schrillen Töne einer Orgel – nur für den Bruchteil einer Sekunde, im nächsten Moment war es schon wieder vorbei. Doch dieser kurze Augenblick reichte.

Etwas in ihr brach zusammen – oder auf, wie ein gut verschlossener Tresor, den jemand mit einem Schweißbrenner bearbeitet. Es war ein irreales Gefühl. Als ob sie nicht mehr im eigenen Bett läge. Sie spürte einen harten Untergrund im Rücken und etwas im Mund, als drücke ein besonders dicker Daumen ihr die Zunge nach unten und verursache einen fürchterlichen Würgreiz.

Das Aufbäumen war nur ein Reflex. Sie schlang die Knie um Gereons Nacken und presste die Oberschenkel zu beiden

Seiten an seinen Hals. Es fehlte nicht viel, und sie hätte ihm das Genick gebrochen oder ihn erwürgt. Sie bemerkte es nicht einmal, so weit weg war sie in diesem Moment. Erst als Gereon sie keuchend und röchelnd in die Seite kniff und seine Fingernägel tief in das weiche Fleisch ihrer Taille grub, holte der Schmerz sie zurück.

Gereon japste nach Luft. «Bist du bescheuert? Was fällt dir ein?» Er rieb sich das Genick, hustete, betastete seine Kehle und starrte sie kopfschüttelnd an.

Er verstand ihre Reaktion nicht. Auch sie wusste nicht, was da plötzlich so widerlich und abstoßend gewesen war. So grauenhaft, dass sie für eine Sekunde geglaubt hatte, die Zunge des Todes zu fühlen.

«Ich mag das eben nicht», sagte sie und fragte sich, was sie gehört hatte. Die Musik lief noch, sie war leise und weich. Ein Kinderchor sang: «Stille Nacht, heilige Nacht. Gottes Sohn, oh, wie lacht Lieb' aus deinem göttlichen Mund.» Was sonst an so einem Abend?

Der unverhoffte Angriff hatte Gereon die Lust genommen. Er schaltete das Radio aus, löschte das Licht und zog sich die Decke über die Schulter. Gute Nacht wünschte er ihr nicht, brummte nur: «Dann eben nicht!»

Er schlief rasch ein. Sie hätte später nicht sagen können, ob sie ebenfalls eingeschlafen war. Irgendwann saß sie aufrecht im Bett, schlug mit den Fäusten um sich und schrie: «Aufhören! Loslassen! Lasst mich los! Hört auf, ihr Schweine!» Und dabei zuckten ihr die wüsten Wirbel des Schlagzeugs, die Bassgitarre und schrillen Orgelklänge durch den Kopf.

Gereon erwachte, griff nach ihren Händen, schüttelte sie und schrie ebenfalls. «Cora! Hör auf! Was soll denn der Scheiß?» Sie konnte nicht aufhören und nicht aufwachen. Sie saß in der Dunkelheit und kämpfte verzweifelt gegen etwas, das langsam auf sie zukam, etwas, von dem sie nur wusste, dass es sie um den Verstand brachte.

Erst als Gereon ihr mehrere leichte Schläge gegen die Wangen versetzte, fand sie zu sich. Er wollte wissen, was los sei mit ihr. Ob er ihr irgendwas getan habe. Ihr Kopf war noch nicht klar genug, um ihm auf der Stelle zu antworten. Sie starrte ihn nur an. Nach ein paar Sekunden legte er sich zurück. Sie folgte seinem Beispiel, drehte sich auf die Seite und versuchte sich einzureden, es sei nur ein gewöhnlicher Albtraum gewesen.

Aber in der darauf folgenden Nacht, als Gereon das Versäumte nachholen wollte, geschah es wieder, obwohl diesmal kein Radio im Schlafzimmer stand und er auch keine Anstalten machte, das mit ihr zu tun, was er als höchsten Ausdruck von Liebe empfand. Zuerst kam die Musik, etwas lauter und etwas länger, lange genug, um zu erkennen, dass sie dieses Lied noch nie gehört hatte. Dann fiel sie in das schwarze Loch, aus dem sie schreiend und um sich schlagend hochfuhr. Nicht erwachte – das gelang ihr erst, als Gereon sie schüttelte, gegen ihre Wangen schlug und ihren Namen rief.

In der ersten Januarwoche passierte es zweimal, in der zweiten einmal, da war Gereon am Freitag zu müde. Jedenfalls behauptete er, müde zu sein. Aber am Samstag sagte er: «Allmählich habe ich das Theater satt.» Vielleicht war das auch am Freitag schon der Grund gewesen.

Im März bestand Gereon darauf, dass sie zu einem Arzt ging. «Das ist nicht normal, das musst du zugeben. Da muss man doch endlich was unternehmen. Oder soll das jetzt immer so weitergehen? Dann schlaf ich aber auf der Couch.»

Sie ging nicht zu einem Arzt. Ein Arzt hätte garantiert gefragt, ob sie eine Erklärung für diesen merkwürdigen Albtraum wisse oder zumindest dafür, warum es immer nur dann geschah, wenn Gereon mit ihr geschlafen hatte. Ein Arzt hätte wahrscheinlich begonnen, in dem Loch zu stochern, hätte ihr eingeredet, man müsse sich die Dinge bewusst machen. Ein Arzt hätte nicht verstanden, dass es Dinge

gab, die zu grausam waren, um sie sich bewusst zu machen. Sie versuchte es mit einer Apotheke. Man empfahl ihr ein leichtes Schlafmittel. Damit erreichte sie immerhin, dass das Schreien und Um-sich-Schlagen ausblieb und Gereon annahm, es sei nun alles wieder in Ordnung. Das war es nicht.

Es wurde mit jedem Wochenende schlimmer. Schon im Mai war die Angst vor dem Freitagabend wie ein Tier, das sie langsam von innen zerfleischt. Der Freitagnachmittag Anfang Juli war die Hölle.

Sie saß im Büro, das nicht mehr war als ein vom übrigen Lagerraum abgeteilter Winkel. Über dem Schreibtisch brannte eine Lampe, und am äußeren Rand des Lichtkegels stand ein Faxgerät, das Datum und Uhrzeit anzeigte.

4. Jul. 16:50! Noch zehn Minuten bis zum Feierabend. Noch etwa fünf Stunden, bis Gereon die Hand nach ihr ausstreckte. Am liebsten wäre sie sitzen geblieben bis Montag früh. Solange sie hinter dem Schreibtisch saß, war sie tüchtig und clever, Seele und Motor in der Firma des Schwiegervaters.

Ein Familienbetrieb, nur sie, ihr Schwiegervater, Gereon und ein Angestellter, Manni Weber. Ein Installationsunternehmen, Heizung und Wasser, und ohne sie lief nichts mehr. Sie war stolz auf ihre Position, hatte sich ihren Platz in der Hierarchie hart erkämpfen müssen.

Am Tag nach der Hochzeit hatte ihr Schwiegervater verlangt, dass sie die Büroarbeit übernahm. Und er ließ nichts gelten. «Was heißt hier, ich kann das nicht? Du hast doch Augen im Kopf! Schau in die Bücher, dann lernst du's. Oder hast du gedacht, du kannst hier auf dem faulen Hintern sitzen?»

Es war nie ihre Art gewesen, auf dem faulen Hintern zu sitzen. Das sagte sie auch. Und der Alte nickte. «Dann haben wir das ja geklärt.»

Bis dahin hatte er sich nach Feierabend selbst um den Pa-

pierkram kümmern müssen. Ihre Schwiegermutter konnte gerade das Telefon bedienen. Viel mehr konnte sie anfangs auch nicht.

Es gab nie einen Rat von dem Alten, nie einen Hinweis, wie er es bis dahin gehandhabt hatte. Und sich an den Büchern orientieren – dazu hätten sie ordentlich geführt sein müssen. Manchmal schien es, als weide sich der Alte an ihrer Hilflosigkeit. Nur war sie nicht lange hilflos gewesen.

Sie begriff rasch, worauf es ankam, und biss sich durch. Nichts fiel ihr in den Schoß, sogar um die Bretterwände, die den Bürowinkel vom übrigen Lager abtrennten, musste sie kämpfen.

Im ersten Jahr saß sie da in der Ecke, den großen Raum vor Augen, der nicht geheizt wurde und immer schmutzig war; an einem ausrangierten Küchentisch, an dem sie sich wie bei Mutter fühlte. Sie wagte nicht aufzumucken, obwohl der Alte ihr nicht einmal Lohn zahlte. Auch Gereon bekam nur ein Taschengeld. Wohnung und Essen hatten sie frei, Gereons Wagen war als Firmenfahrzeug deklariert. Wenn sie sonst etwas brauchten, musste Gereon fragen.

Nicht einmal die Schwangerschaft brachte eine Vergünstigung oder ein bisschen Bequemlichkeit. Bis zur allerletzten Minute saß sie in dem Lagerwinkel. Als die Wehen einsetzten, arbeitete sie gerade einen Kostenvoranschlag für den Einbau einer Gaszentralheizung aus; im Stehen vor dem Tisch, weil sie nicht mehr sitzen konnte mit diesem Ziehen im Rücken. Ihre Schwiegermutter wurde hysterisch, weil es so schnell ging. Ein paar heftige Krämpfe, dann platzte die Fruchtblase, und sie fühlte einen ungeheuren Druck im Unterleib.

Sie hatte nicht ins Krankenhaus gehen wollen. Aber dann rief sie doch: «Ich brauche einen Krankenwagen! Ruf mir einen Krankenwagen!»

Ihre Schwiegermutter stand nur da und zeigte auf den

Tisch. «Du bist doch noch nicht fertig. Mach das lieber erst fertig. So schlimm kann's nicht sein. Man kriegt ein Kind nicht in zehn Minuten. Mit Gereon hab ich einen ganzen Tag gelegen. Der Vater wird wütend, wenn das heute Abend nicht fertig ist. Du weißt doch, wie er ist.»

Das wusste sie nur zu gut. Sie lebten ja seit der Hochzeit unter einem Dach. Der Alte war ein Tyrann, ein Ausbeuter. Die Schwiegermutter war ein unterwürfiges Weibsbild, das nach oben buckelte und nach unten trat. Gereon war nur ein Befehlsempfänger und sie eine Sklavin; billig eingekauft auf dem großen Markt, nur für die Illusion eines ordentlichen Lebens, praktisch umsonst.

Und wie sie da vorgekrümmt neben dem alten Küchentisch stand, mitten im Dreck, die Pfütze betrachtend, die sich um ihre Füße ausgebreitet hatte, eine Hand zwischen die Beine pressend und fühlend, wie es sich dort vorwölbte, da reichte es plötzlich. Mach das lieber erst fertig? Nein!

In der Klinik fand sie Zeit, in Ruhe über ihr Leben nachzudenken und zu begreifen, dass auch die so genannten ordentlichen Verhältnisse ihre Tücken hatten, dass jede Hoffnung, die Träume könnten sich in dieser Umgebung von allein erfüllen, vergebens war. Es stellte sich nur noch die Frage, wie viel sie riskieren durfte. Aber mit einem Kind im Arm war es leichter; das waren sieben Pfund Gewicht, um jede Forderung zu unterstützen.

Als sie ein paar Tage später zurückkam, begann sie ihre Vorstellungen zu verwirklichen. Damals fing sie sich den Ruf ein, ein freches und rücksichtsloses Geschöpf zu sein. Ein Weib mit Haaren auf den Zähnen, sagte der Alte häufig. Das war sie mit Sicherheit nicht, aber sie konnte zur Not so tun. Und es hätte ja nichts genützt, um Erlaubnis zu fragen.

Sie richtete sich das Büro ein; komplett mit Schreibtisch, Aktenschrank und Heizung. Sie nahm sich noch andere Freiheiten heraus, zahlte Gereon und sich selbst einen Lohn. Der

Alte bekam einen Tobsuchtsanfall, sprach von Unverschämtheit und Raffgier. «Wo hast du gelernt, in anderer Leute Kassen zu greifen?»

Ihr schlug das Herz zum Hals heraus, aber sie gab ihm Kontra. «Entweder wir werden bezahlt wie andere, oder wir arbeiten woanders. Das kannst du dir aussuchen. Du kannst dich auch umhören, was in anderen Betrieben bezahlt wird. Dann siehst du, dass du noch gut wegkommst. Und sag nie wieder, dass ich in deine Kasse greife! Ich arbeite für mein Geld!»

Es war mühsam gewesen, sich gegen den Alten durchzusetzen. Das hatte sie geschafft, hatte ihm vor gut einem Jahr sogar ein eigenes Haus abgerungen. Mehr als einmal hatte sie trotz des Kindes befürchtet, dass er auf die Tür zeigte. «Geh wieder dahin, wo du hergekommen bist.» Und Gereon hätte nur dabeigestanden mit betretener Miene. Er hatte ihr nicht einmal den Rücken gestärkt, nie den Mund aufgemacht zu ihrer Verteidigung.

Kurz nach der Geburt des Kindes war es bitter gewesen zu erkennen, dass sie an ihm keine Hilfe hatte. Inzwischen spielte es keine Rolle mehr. Er war eben so, tat seine Arbeit, wollte ansonsten seine Ruhe – und freitags und samstags ein bisschen Liebe! Dagegen konnte sie nicht kämpfen, weil Liebe etwas Gutes, etwas Schönes, etwas völlig Natürliches und Normales war.

4. Jul. 16:52! Es war noch eine Rechnung zu schreiben. Sie hatte es vor sich hergeschoben, um sich in den allerletzten Minuten damit abzulenken. Ein neuer Heizkessel. Gereon hatte ihn am Mittwoch eingebaut, zusammen mit Manni Weber. Für die kommende Woche standen zwei weitere auf dem Arbeitsplan. Die neue Schadstoffverordnung zwang die Leute, ihre alten Anlagen zu verschrotten. Zwar war die Verordnung schon vor einigen Jahren in Kraft getreten. Aber viele hatten die Kosten gescheut und erst einmal abgewartet,

bis der Bezirksschornsteinfeger drohte, die alten Kessel stillzulegen.

Irgendwie war sie komisch, diese Einstellung. Man wusste genau, was auf einen zukam. Und tat nichts! Wartete ab. Als ob so ein alter Heizkessel von heute auf morgen und völlig aus eigenem Antrieb seinen Schadstoffausstoß der strengeren Norm anpassen, als ob ein Loch im Innern sich von einer Minute zur nächsten wieder schließen könnte.

Vor vier Jahren hatte es das getan. Nicht von einer Minute zur nächsten, es hatte ein paar Monate gedauert. Und da war Gereon noch nicht gewesen, der das Flickwerk von ein paar Tagen mit einem Handstreich wieder zerriss.

4. Jul. 16:57! Außer der Rechnung lag nichts mehr an. Am vergangenen Freitag hatte sie sich noch eine Weile mit den Lohnabrechnungen beschäftigen können. Es war nur eine Illusion gewesen, aber immerhin etwas, das die Panik in Schach gehalten hatte. Es war nicht nur Furcht, kein simples Gefühl von Unbehagen. Es war ein grauroter Nebel, der das Gehirn ausfüllte, in jeden Winkel drang und jeden Nerv blockierte.

Feierabend! Mit steifen Fingern zog sie das Blatt aus der Maschine und überprüfte sorgfältig die einzelnen Posten. Es gab nichts zu korrigieren, nur der Schreibtisch musste noch ein wenig aufgeräumt werden. Zuletzt klappte sie das Kalenderblatt auf die nächste Woche um. Montag! Bis dahin waren es zwei Ewigkeiten – wie zweimal sterben. Dabei war sie bereits halb tot.

Die Beine gehorchten ihr nicht. Sie ging wie auf Stelzen durch das winzige Büro und das Lager hinaus auf den Hof. Es war sehr warm draußen. Die Sonne lachte wie ein Babygesicht vom wolkenlosen Himmel. Das Licht war so grell, dass ihre Augen zu tränen begannen. Aber das hatte wohl mit dem Licht nicht viel zu tun.

Vorne an der Straße lag das Haus der Schwiegereltern. Ihr eigenes stand auf dem ehemaligen Garten. Es war ein großes Haus mit moderner Einrichtung, die Küche war ein Traum aus weiß gebleichter Eiche. Normalerweise war sie sehr stolz auf alles. Augenblicklich gab es keine Gefühle wie Stolz oder Selbstbewusstsein. Nur die Angst, diese wahnsinnige Angst, verrückt zu werden. Verrückt sein war für sie schlimmer als tot.

Bis kurz vor sieben war sie mit ihrem Haushalt beschäftigt. Gereon war noch nicht da. Freitags ging er regelmäßig mit Manni Weber in eine Kneipe und trank ein oder zwei Bier, niemals mehr als zwei, wenn doch, dann nur alkoholfreies. Sie trafen sich pünktlich um sieben im Haus der Schwiegereltern zum Abendessen.

Um acht gingen sie hinüber ins eigene Haus. Ihren Sohn nahm sie mit und brachte ihn gleich ins Bett. Sie musste das Kind nur hinlegen. Eine Windel für die Nacht und den Schlafanzug hatte die Schwiegermutter ihm bereits angezogen.

Gereon setzte sich vor den Fernseher, schaute sich zuerst die Nachrichten an, dann einen Film. Um zehn bekam er seinen nervösen Blick. Er rauchte noch eine Zigarette. Bevor er sie anzündete, sagte er: «Eine rauche ich noch.»

Er war angespannt und unsicher. Seit Wochen wusste er nicht mehr, wie er sich verhalten sollte. Nach ein paar Minuten drückte er die Zigarette aus und sagte: «Ich geh schon mal rauf.» Ebenso gut hätte er eine Peitsche schwingen oder sonst etwas Ungeheuerliches tun können.

Sie kam kaum aus dem Sessel hoch, als er wenig später nach ihr rief. «Cora, kommst du? Ich bin fertig.»

Er hatte geduscht und sich die Zähne geputzt. Er war noch einmal mit dem Rasierapparat über Wangen und Hals gefahren, hatte etwas After-Shave auf die Haut getupft. Sauber, duftend und gut aussehend stand er an der Tür zum Bad. Er

trug nur einen Slip. Unter dem dünnen Stoff zeichnete sich seine Erektion überdeutlich ab. Er grinste verlegen und strich mit der Hand durch den Nacken, weil ihm das Haar dort beim Duschen feucht geworden war. Dann fragte er zögernd: «Oder hast du keine Lust?»

Es wäre leicht gewesen, nein zu sagen. Sie dachte auch kurz daran. Nur war das Problem damit nicht aus der Welt. Aufgeschoben war nicht aufgehoben.

Im Bad war sie rasch fertig. Auf der Ablage über dem Waschbecken lag die Packung mit dem Schlafmittel. Es war ein stärkeres als zu Anfang, und die Packung war noch fast voll. Sie nahm zwei Tabletten mit einem halben Becher Wasser. Dann, nach einem Moment des Zögerns, schluckte sie auch die restlichen sechzehn in der Hoffnung, es möge reichen, ein Ende zu machen. Sie ging ins Schlafzimmer, legte sich neben Gereon und rang sich ein Lächeln ab.

Er machte nicht viel Aufhebens, war bemüht, es schnell hinter sich zu bringen, brachte die Hand ans Ziel, schob einen Finger vor und prüfte die Möglichkeiten. Es gab keine. Seit er versucht hatte, sie dort zu küssen, gab es keine mehr. Inzwischen war er daran gewöhnt, hatte eine Gleitcreme besorgt, die er sanft einmassierte, bevor er sich über sie schob und in sie eindrang.

Und in dem Augenblick begann der Wahnsinn. Es war völlig still im Raum, von Gereons Atem abgesehen, der erst verhalten war, dann heftiger und lauter wurde. Außer dem Atem war nichts da. Und trotzdem hörte sie es, wie aus einem unsichtbaren Radio eingespielt. Nach einem halben Jahr war der Rhythmus so vertraut wie der eigene Herzschlag; die rasend schnellen Schlagzeugwirbel, begleitet von den Akkorden der Bassgitarre und dem hohen Pfeifen der Orgel. Als Gereon schneller wurde, steigerte es sich, bis sie glaubte, ihr Herz müsse zerplatzen. Dann war es vorbei, wie abgeschnitten genau in der Sekunde, in der Gereon sich neben sie rollte.

Er drehte sich auf die Seite und schlief rasch ein. Sie starrte in die Dunkelheit und wartete darauf, dass die Wirkung der sechzehn Tabletten einsetzte.

Ihr Magen schien mit flüssigem Blei gefüllt, brannte und rumorte wie in Feuer getaucht. Dann stieg es heiß und ätzend in die Kehle. Mit knapper Not schaffte sie es ins Bad und übergab sich. Anschließend weinte sie sich in den Schlaf, weinte sich durch den Traum, der ihr die Nacht in tausend Stücke riss, weinte noch, als Gereon sie an der Schulter rüttelte und verständnislos anstarrte. «Was hast du denn?»

«Ich kann nicht mehr», sagte sie. «Ich kann einfach nicht mehr.» Beim Frühstück war ihr immer noch übel, und sie hatte rasende Kopfschmerzen. Die hatte sie häufig am Wochenende. Gereon erwähnte den Vorfall in der Nacht mit keinem Wort, betrachtete sie nur mit misstrauischen und zweifelnden Blicken.

Er hatte Kaffee aufgebraut. Er war ihm zu stark geraten und ließ den geschundenen Magen noch einmal heftig rebellieren. Gereon hatte auch das Kind aus dem Bettchen genommen, hielt seinen Sohn auf dem Schoß und fütterte ihn mit einer Scheibe Weißbrot, die er dick mit Butter und Konfitüre bestrichen hatte. Er war ein guter Vater, kümmerte sich um das Kind, sooft er die Zeit fand.

Die Woche über wurde der Kleine von der Schwiegermutter betreut und schlief auch bei den Schwiegereltern, in dem Raum, der früher Gereons Zimmer gewesen war. Für das Wochenende nahm sie ihn dann mit ins eigene Haus. Und wie er da auf Gereons Schoß saß, schien er ihr das Beste, was sie im Leben erreicht hatte.

Gereon wischte ihm die Konfitüre vom Kinn und aus den Mundwinkeln. «Ich zieh ihn mal an», sagte er. «Du willst ihn doch sicher mit zum Einkaufen nehmen.»

«Ich fahre heute später», sagte sie. «Und bei der Hitze nehme ich ihn lieber nicht mit.»

Es war erst neun Uhr, und das Thermometer stand schon bei fünfundzwanzig Grad. Der Schmerz im Kopf drückte ihr fast die Augen aus den Höhlen. Sie konnte kaum denken, und sie musste das sorgfältiger planen und durchführen. Ein spontaner Entschluss wie in der Nacht war nicht gut, da blieb zu viel unberücksichtigt. Während Gereon sich um den Rasen kümmerte, holte sie sich bei der Schwiegermutter eine von den starken Schmerztabletten, die es nur auf Rezept gab. Anschließend wischte sie ihre Küche, das Bad, die Treppe und die Diele so gründlich wie nie zuvor. Es musste alles pieksauber sein.

Um elf brachte sie ihren Sohn zur Schwiegermutter und ging mit zwei leeren Einkaufstaschen in der Hand zum Wagen. Das Auto schien ihr die einfachste Lösung. Doch als sie losfuhr, verwarf sie den Gedanken wieder. Gereon war auf den Wagen angewiesen. Wie sollte er sonst am Montag zu den Kunden kommen? Es war auch nicht ihre Art, etwas zu zerstören, das so viel Geld gekostet hatte wie ein neues Auto.

Sie fuhr aus Gewohnheit zum Supermarkt. Während sie den Einkaufskorb füllte, wägte sie andere Möglichkeiten ab. Auf Antrieb fiel ihr nichts ein. Vor der Wursttheke wartete ein Dutzend Frauen. Und sie fragte sich, wie viele von ihnen den Abend herbeisehnten und wie viele ebenso empfinden mochten wie sie. Keine! Davon war sie überzeugt.

Sie war die Ausnahme. Sie war immer eine Ausnahme gewesen, die Außenseiterin mit dem Stempel auf der Stirn. Cora Bender, fünfundzwanzig Jahre alt, zierlich und schlank, seit drei Jahren verheiratet, Mutter eines knapp zweijährigen Sohnes, den sie praktisch im Stehen bekommen hatte, gleich nach dem Einsteigen in den Krankenwagen.

Eine Sturzgeburt, hatten die Ärzte gesagt. Ihre Schwiegermutter sah das anders. «Da muss eine nur lange genug herumgehurt haben, dann ist sie da unten weit genug, um ein Kind auf die Weise zu verlieren. Wer weiß denn, was sie vor-

her getrieben hat! Was Gutes kann es nicht gewesen sein, wenn ihre Eltern nichts mehr von ihr wissen wollen. Nicht mal zur Hochzeit sind sie gekommen. Da fragt man sich doch: Warum nicht?»

Cora Bender, rötlich braunes schulterlanges Haar, das so über die Stirn fiel, dass es die Kerbe im Knochen und die gezackte Narbe verdeckte. Ein hübsches schmales Gesicht mit einem suchenden, ratlosen Ausdruck, als hätte sie nur vergessen, eine bestimmte Ware in den Korb zu legen. Kleine Hände, mit denen sie die Griffstange des Warenkorbs so fest umklammerte, dass die Knöchel weiß und spitz hervortraten. Braune Augen, die unruhig über die Waren im Drahtkorb glitten, die Joghurtbecher abzählten, an der Pappschale mit den Äpfeln hängen blieben. Sechs Äpfel, dick und saftig, mit gelblicher Schale. Golden Delicious. Sie liebte diese Sorte. Sie liebte auch ihr Leben. Aber es war keins mehr. Genaugenommen war es nie eins gewesen. Und dann fiel ihr ein, wie sie es zu Ende bringen konnte.

Am Nachmittag, als die ärgste Mittagshitze überstanden war, fuhren sie zum Otto-Maigler-See. Gereon saß am Steuer. Er war nicht begeistert gewesen von ihrem Vorschlag, aber widersprochen hatte er nicht. Er zeigte seinen Unmut auf andere Weise, nicht ahnend, dass er damit ihren Entschluss bekräftigte. Eine Viertelstunde kurvte er über den staubigen Parkplatz, der dem Eingang am nächsten lag.

Weiter hinten gab es freie Plätze. Sie machte ihn mehrfach darauf aufmerksam. «Ich hab keine Lust, den ganzen Kram so weit zu schleppen», sagte er.

Es war heiß im Wagen. Während der Fahrt hatten sie die Scheiben nicht herunterdrehen dürfen. Das Kind hätte sich in der Zugluft leicht erkälten können. Als sie losfuhren, war sie ruhig gewesen. Die Kurverei machte sie nervös. «Jetzt mach schon», verlangte sie. «Sonst lohnt es sich nicht mehr.»